

Marjaleena Lembcke
Ein Märchen ist ein Märchen ist ein Märchen
Illustrationen: Sybille Hein
NP Buchverlag
Wien – Linz – St. Pölten 2004
ISBN 3-85326-285-9

Textauszug
S. 5-19, 49-56

Ein König, eine Königin und eine Prinzessin wohnten in einem großen Märchenschloss, das von einem wunderschönen Rosengarten umgeben war. Das Schloss hatte fünf Türme und in jedem Turm befand sich ein Zimmer. Es gab einen Ballsaal, dessen Wände mit Bildern von Schneewittchen, der kleinen Seejungfrau, den sieben Geißlein und von anderen Märchenfiguren bemalt waren.

Zum Frühstück traf sich die königliche Familie in einem gelben Raum, in einem grünen Zimmer aßen sie zu Mittag und der Raum für das Abendbrot hatte blaue Wände. Im Schloss befand sich auch ein Lesezimmer mit einem violetten Teppich, in den ein Feuer spuckender Drache eingewebt war. Die Bücher, die in den Regalen standen, enthielten Märchen aus allen Ländern der Erde.

Der Kammerdiener des Königs, die Zofe der Königin, die auch das Kindermädchen der Prinzessin war, die Köchin und ein paar andere Bedienstete wohnten in dem Schloss. Sie hatten ihre Zimmer im Kellergeschoss, wo sich auch die Küche mit den sieben Herden und den Arbeitstischen befand. Die Köchin benutzte alle Herde.

Montags stellte sie ihre Töpfe auf den kleinsten Herd, auf den vier Töpfe passten. Am Dienstag benutzte sie den zweiten, auf dem gleichzeitig für sechs Töpfe oder Pfannen Platz war und so weiter bis zum Sonntag. Am Sonntag benutzte sie den siebten Herd, der so groß war, dass sie sechzehn verschiedene Gerichte zur selben Zeit kochen konnte.

Um das Schloss und den Rosengarten herum standen die kleinen Häuser des Volkes, dessen Herrscher der König werden sollte. Die Außenwände der Häuser waren in fröhlichen Farben gestrichen, und sie sahen einladend aus. Aber sie waren leer. In ihnen wohnte noch niemand.

Der König schritt oft durch sein Schloss und machte sich Gedanken über die Zukunft seines Volkes, das es noch gar nicht gab. Die Prinzessin spazierte durch den Garten und atmete den Duft der aufblühenden Rosen ein. Die Königin schlich nachts durch die dunklen Gänge, denn sie litt unter Schlaflosigkeit.

Im Schloss brach ein neuer Morgen an. Der König und die Prinzessin waren gerade aufgestanden. Sie hatten sich mit Hilfe ihrer Bediensteten angezogen und saßen nun in dem königlichen gelben Frühstücksraum und warteten auf ihr Frühstück.

Marie, das Kindermädchen der Prinzessin, das auch noch viele andere Aufgaben wahrzunehmen hatte, schob den vergoldeten Teewagen herein: Knusprige Toastschnitten, Himbeer-, Brombeer-, Johannisbeer-, und Stachelbeermarmelade, exotische Früchte, sieben Käsesorten, Wurst und Schinken und Kaffee und Kakao. Marie schenkte dem König eine Tasse Kaffee ein und stellte der Prinzessin einen Becher Kakao hin.

Der König trank einen winzigen Schluck von dem heißen Kaffee, die Prinzessin schlürfte ihren Kakao und wartete darauf, dass das Dienstmädchen ihr einen Marmeladentost strich.

Aber nichts geschah. Marie stand neben dem langen Tisch und sah aus, als sei sie versteinert.

„Marie!“, rief der König laut. „Marie!“

Marie zuckte nicht einmal mit einer Wimper. Der König rief nach seinem Kammerdiener, der vor der Tür des Speisesaals stand.

„Ludwig!“, rief er, und als er keine Antwort bekam, rief er noch einmal:

„Ludwig, bist du taub geworden? Ich spreche mit dir!“

„Nein, mein König! Ja, mein König, ich höre Sie, aber ich kann nichts tun. Mir sind die Hände gebunden.“

„Was soll das heißen? Hat man dich gefangen genommen?“ „Nein, mein König, aber der letzte Satz des Schriftstellers lautete: Der treue Diener Ludwig steht vor der Tür des Frühstückraums. Andere Anweisungen habe ich nicht bekommen!“

Der König seufzte: „Diese Abhängigkeit von der Geschichte! Wiegt denn das Wort des Schriftstellers mehr als das Wort des Königs? – Und du, meine liebe Tochter, hör auf, deinen Teller anzustarren. Würdest du dir, bitte, ein einziges Mal in deinem Leben den Marmeladentost selbst streichen?“

Die Prinzessin warf ihre goldenen Locken in den Nacken, sah ihren Vater mit dem eisigsten Prinzessinnenblick an und fragte: „Und Marie? Was bleibt ihr dann noch zu tun, wenn ich meinen Toast selbst mit Butter und Marmelade bestreiche?“

„Das lass mal Maries Sorge sein. Bedienstete haben immer etwas zu tun. Wenn sie denn was tun wollen!“

Der König schüttelte das königliche Haupt und meinte: „Ich muss mich wohl mehr um deine Erziehung kümmern, deine Mutter tut es ja nicht.“ „Das ist nicht ihre Schuld“, sagte die Prinzessin. „Sie muss doch tagsüber schlafen, wenn sie die ganze Nacht wach bleibt!“

In dem Augenblick ging die Tür auf und die Königin erschien. Sie trug einen malvenfarbenen Morgenrock und Hausschuhe in derselben Farbe. Die Königin hielt sich die Hand vor den Mund und gähnte ausgiebig. „Schon wieder habe ich kein Auge zutun dürfen. Ich möchte, dass du etwas dagegen unternimmst, mein Liebster. Ich laufe die ganze Nacht durch das schlafende Schloss und tagsüber soll ich mich ins Bett legen und das Dornröschen spielen. Wo ist der junge Mann, der für dieses Märchen zuständig ist?“

Die Königin gähnte noch einmal kräftig. Dann sagte sie: „Marie, schenken Sie mir bitte eine Tasse Kaffee ein.“

Marie sah sie stumm an und bewegte sich nicht vom Fleck.

„Was ist mit ihr?“, fragte die Königin und goss sich selbst Kaffee ein.

„Der junge Schriftsteller ist wohl weggegangen. Ohne seine Anweisungen machen die Diener nichts“, erklärte der König.

„Na herrlich“, sagte die Königin. „Wenn er keine Anweisungen mehr gibt, werde ich genau das tun, wozu ich Lust habe. Ich werde den ganzen Tag aufbleiben und mich erst ins Bett legen, wenn die Sterne am Himmel stehen und der Mond aufgegangen ist. Außerdem werde ich mir einen neuen Namen aussuchen. Mich ‚Königin der Nacht‘ zu nennen! Ein lächerlicher Name. So heißt höchstens ein Kaktus!“

„Ich werde mir einen schönen Prinzen suchen“, sagte die Prinzessin.

Der König schüttelte den Kopf.

„Du brauchst glücklicherweise noch lange keinen Prinzen. Und ich will mich jetzt auch nicht mit irgendwelchen Märchenprinzen beschäftigen. Meine Frage lautet: Brauchen wir den Schriftsteller? Was geschieht mit uns, wenn der junge Mann nicht zurückkehrt? Gibt es für uns ein Leben außerhalb des Märchens?“

„Das waren aber viele Fragen“, spöttelte die Königin. „Nicht umsonst hat er dich König Fragezeichen genannt. Immer nur Sorgen und Fragen im Kopf!“

„Unsinn! Ich heiÙe doch nicht König Fragezeichen, das Fragezeichen bedeutet nur, dass er bisher keinen würdigen Namen für mich gefunden hat. Aber vielleicht sollten wir uns tatsächlich nichts mehr vorschreiben lassen, zumal im Augenblick niemand da ist, der sich die Mühe macht! Vielleicht sollten wir lernen unser Leben selbst in die Hand zu nehmen“ sagte der König.

Er stolzierte lange auf und ab, redete und gestikulierte lebhaft, stellte sich Fragen und beantwortete sie selbst. Endlich blieb er stehen und sah die Königin an, um auf seine letzte königliche Frage eine Antwort von ihr zu bekommen. Aber die Königin war eingeschlafen.

„Jede Veränderung sollte mit der Frage beginnen: Warum tue ich das, was ich gerade vorhabe zu tun“, sagte der König.

„Na bitte!“ Die Königin öffnete die Augen. „Genau das behaupte ich schon die ganze Zeit. Der junge Mann, unser Schriftsteller, hat keine Phantasie! Wie soll er jemals ein Märchen schreiben, wenn er nicht einmal einen Namen für seinen König finden kann.“

Der König schüttelte den Kopf. „Du hast mir wieder nicht zugehört. Ich rede schon lange nicht mehr von der Phantasie des Schriftstellers!“

„Er hat wohl Phantasie! Und mich mag er von all seinen Figuren am liebsten. Er würde mich verheiraten, aber er findet keinen Prinzen, der meiner würdig wäre“, mischte sich die Prinzessin Rosarot ein und lächelte stolz.

„Auch wenn er einen Prinzen finden würde, zum Heiraten bist du entschieden zu jung! Das habe ich dir doch bereits erklärt. Träume nicht von der Zukunft, genieÙe deine Kindheit“, sagte der König.

„Wie macht man das?“, fragte die Prinzessin. „Außerdem habe ich nicht einmal eine Freundin oder einen Freund zum Spielen.“ „Darum müsste sich der Schriftsteller kümmern“, meinte die Königin und gähnte.

„Ich merke schon, dass ihr keine Lust habt euch meine Sorgen anzuhören. Dann sollten wir uns vielleicht dem Frühstück zuwenden. Wer weiß, wann wir das nächste Mal etwas zu essen bekommen“, sagte der König.

Sie aÙen, bis das ganze Brot aufgegessen, alle Schüsseln leer und der Kaffee und der Kakao ausgetrunken waren. Die Königin gähnte und kämpfte gegen die Müdigkeit, die Prinzessin langweilte sich und fing an ihre Locken in Zöpfe zu flechten. Der König stocherte mit einem goldenen Zahnstocher in seinen Backenzähnen und zog eine krause Stirn dabei. Dann sah er aus dem Fenster in den normalerweise üppig blühenden Garten des Schlosses.

Aus den Rosensträuchern fielen rote und weiße Blütenblätter auf die Erde, und die grünen Blätter hingen leblos an den Zweigen als hätten sie seit Tagen ohne Wasser in der prallen Julisonne gestanden.

„Der Schriftsteller kümmert sich nicht mehr um uns und um unser Leben“, bemerkte der König und seufzte.

„Er ist doch schon öfters weggegangen. Mach dir darüber keine Gedanken. So etwas nennt man eine schöpferische Pause“, sagte die Königin.

Der König zeigte mit dem Finger in den Garten. „Dann findet die Pause auch in unserem Garten statt. Die Rosen sind bereits verblüht, die Bäume lassen ihre Blätter hängen und die Schmetterlinge sind weggeflogen. Und unsere Dienerschaft macht auch eine Pause. Das heißt, sie tun gar nichts. Wahrscheinlich werden sie sich erst bewegen, wenn der Schriftsteller es ihnen befiehlt.“

„Sie sollten lernen selbständig zu handeln! Sie müssen sich nicht nach jedem Wort des Schriftstellers richten!“, meinte die Königin. „Schließlich sind wir ja auch noch da.“ „Aber wie lange noch?“, fragte der König.

„Was soll uns schon geschehen. Die Vorratsräume des Schlosses sind hoffentlich mit Lebensmitteln gefüllt und wenn die Diener ihre Dienste nicht ausführen wollen, na bitte! Bedienen wir uns halt selbst!“, meinte die Königin.

Der König fröstelte. „Hier ist es kalt wie im Winter. Irgend etwas stimmt nicht!“

Die Prinzessin steckte die Spitze ihres Zopfes in den Mund und kletterte auf den Schoß der Königin. Sie kam sich plötzlich sehr klein vor. Der König stellte sich hinter ihren Stuhl und hielt die beiden umarmt. Plötzlich hatten alle drei Angst.

„Wir müssen den Schriftsteller suchen“, sagte der König. Marie bewegte sich immer noch nicht von der Stelle, aber aus ihren Augen flossen dicke Tränen.

„Um Himmels Willen, Mädchen, wein bloß nicht, die Tränen verschmieren die Schrift!“, rief die Königin nervös.

Der Schriftsteller lief um den See herum, der mitten in der Stadt lag. Das Wetter war schön, die Segelboote lagen am Steg und draußen vor den Cafes saßen Menschen und tranken Kaffee, Tee oder Bier. Über den See flogen Möwen, die Drosseln und die Spatzen pickten Brotkrumen auf, der Himmel war blau und die Bäume waren grün.

Die Menschen trugen leichte Kleidung und blinzelten zufrieden in die heiße Julisonne. Der Schriftsteller fühlte sich einsam. Er hatte nicht viele Freunde, weil er sich am liebsten mit den Personen aus seinen Geschichten unterhielt. Ab und zu rief jemand an oder kam kurz vorbei, und manchmal bekam er eine Karte von seinen alten Schulfreunden. Sie haben schon alle etwas erreicht, dachte Schriftsteller. Sie verdienen Geld und bauen sich Häuser. Richtige Häuser – nicht nur Märchenschlösser. Eigentlich wollte er kein Haus bauen und über das Geld dachte er auch nicht oft nach. Aber er fragte sich, wie sein Leben wohl weitergehen sollte.

Plötzlich stieß ihn ein Junge an. Er war vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt, er sah vernachlässigt aus, seine Jeans waren zerrissen und das T-Shirt schlotterte um seine schmale Brust.

„He“, sagte der Junge, „kennst du mich nicht mehr?“ Der Schriftsteller schüttelte den Kopf, zog eine Münze aus der Jackentasche und gab sie ihm. Gerade wollte er den Jungen fragen, woher sie sich denn kannten, da war der Junge schon wieder verschwunden. Und dann fiel ihm ein, dass der Junge aus einer der Geschichten stammte, die er nicht zu Ende geschrieben hatte.

Er dachte an die vielen Geschichten, die er nicht zu Ende geschrieben hatte. Was machten wohl all die Kinder, denen er für ein paar Tage ein Zuhause in seinen Geschichten gegeben hatte? Wo schliefen jetzt die Jugendlichen, die er von der Straße geholt hatte?

Und er dachte an sein Märchen. Was wurde aus der königlichen Familie, wenn er sie auch im Stich ließ? Das wunderschöne Schloss würde verfallen, die kleinen bunten Häuser um das Schloss würden nie bewohnt werden und niemand würde in dem Rosengarten spazieren gehen. Und der König, die Königin und die süße kleine Prinzessin, wo würden sie hingehen?

Plötzlich stand ein Junge vor ihnen. Er bewegte die Lippen, aber er sprach so leise, dass weder der König noch die Königin oder die Prinzessin ihn verstehen konnten.

„Er will wohl Geld haben“, sagte der König und fügte hinzu: „Du kannst mich zwar nicht verstehen, aber ich will es dir trotzdem erklären. Wir haben kein Geld. Wir wohnen in einem Schloss mit vielen wunderschönen Zimmern, wir bekommen jeden Tag ein königliches Frühstück, ein fürstliches Mittagessen, die leckersten Sahnetorten zum Nachmittagstee und ein üppiges Abendessen. Wir haben Besteck aus Gold und Silber, die zartesten Porzellantassen und Teller, wir tragen Kleider aus Seide, Samt und Satin, wir haben einen herrlichen Garten, wir haben alles und trotzdem nichts, und deshalb können wir weder dir noch einem anderen etwas von der ganzen Herrlichkeit abgeben. Denn wir kommen aus einem Buch. Was heißt hier Buch! Es ist bloß ein Haufen loser Blätter, ein Märchen, das vielleicht nie zu Ende geschrieben wird.“

Der Junge steckte seine Hände in die Hosentaschen und fragte: „Welche Seite?“

„Meine Güte! Du verstehst uns!“, rief der König. „Woher kommst du? Woher kannst du unsere Sprache? Was meinst du mit ‚welche Seite‘?“

Der Junge beantwortete die letzte Frage. „Ich bin die Seite Dreizehn. Ich wurde rausgeschmissen.“

„Rausgeschmissen? Aus der Geschichte? Wer tut denn so etwas?“, rief die Prinzessin empört und fragte voller Mitleid. „Wie heißt du, armes Wesen?“

„Ich sagte doch schon. Seite Dreizehn, einen anderen Namen habe ich nicht. Ich bin nur eine unbedeutende Nebenfigur. Über mich heißt es: Ein armer verdreckter Junge steht an der Straßenecke und hält die Hand auf. Er bittet. Dann hat der Autor mich einfach weggelassen, weil er meinte, dass er mich nicht braucht.“

„Dich nicht braucht! Wenn jemand auf der Straße steht und bittet! Unverschämt!“, rief die Prinzessin. „Natürlich braucht er dich! Was sagst du dazu, Mutter?“

„Ich weiß nicht, ob jemand ihn braucht, aber er braucht auf jeden Fall jemanden. Er ist doch noch ein Kind.“

„Wie alt bist du?“, fragte die Prinzessin.

„Woher soll ich das wissen. Ich bin nicht so wichtig, dass mir das jemand gesagt hätte. Vielleicht dreizehn, weil ich auf der Seite dreizehn in die Geschichte gekommen bin!“ „Sei nicht albern. Seitenzahlen haben nichts mit dem Alter der Personen zu tun. Wie heißt denn der Schriftsteller, der dich rausgeschmissen hat?“ „Ich weiß es nicht. Er ist nicht berühmt!“

„Das wird er wohl auch nie werden, wenn er ganze Seiten von seinen Geschichten rausschmeißt. Ich heiße Rosarot“, sagte die Prinzessin.

„Schöner Name“, flüsterte der Junge und die Prinzessin schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.

Der König grübelte. Das war eine völlig unerwartete Situation. Gerade kämpfte er mit seiner Familie ums Überleben und da erschien dieser Junge, dessen Schicksal noch härter zu sein schien als ihres. Ein Junge, der eindeutig Hilfe brauchte. Aber wie soll man jemandem helfen, wenn man selbst nicht weiß, wie es weitergeht, ob man nach Hause findet, ob man überhaupt noch ein Dach über dem königlichen Kopf hat, von einer gesicherten Zukunft gar nicht zu sprechen.

„Vater, wir nehmen ihn doch mit?“, fragte die Prinzessin.

„Wohin?“, fragte der König zurück.

„Wir haben weder den Autor gefunden noch wissen wir den Weg zurück.“

„Wir könnten zu meinem Autor gehen“, sagte der Junge. „Er ist bestimmt erfreut, wenn ich eine richtige Königsfamilie mitbringe. Vielleicht nimmt er mich dann wieder rein in die Geschichte. Ich könnte es sogar verlangen als Erfinderlohn!“

„Es heißt Finderlohn, mein lieber Junge, und niemand ist heutzutage mehr erfreut, wenn ihm eine königliche Familie angeschleppt wird, wir sind längst nicht mehr zeitgemäß, fürchte ich. – Was für eine Geschichte war es denn? Handelte sie von jungen und alten Menschen? Gab es leckere Mahlzeiten?“

„Alte Menschen habe ich nicht kennen gelernt, ich glaube, die kamen gar nicht vor.

Mahlzeiten wurden auch nicht beschrieben, in der Geschichte ging es um die Straßenkinder. Die bekommen keine leckeren Mahlzeiten! Aber es gab eine Menge Kinder in der Geschichte. Es sollte ja ein Kinderbuch werden. Nur – der Schriftsteller hat nicht nur mich rausgeschmissen, es waren auch viele andere Kinder dabei.“

„Na bitte“, sagte die Königin. „Ein Kinderbuch, aus dem die Kinder rausgeschmissen werden. Fabelhaft!“ „Meine Liebe“, sagte der König gereizt, „seitdem der Schriftsteller nicht mehr deine Sprache korrigiert, lässt sie wirklich sehr zu wünschen übrig. Du musst nicht jeden Satz mit ‚na bitte‘ anfangen!“

„Na bitte! Jetzt fängst du auch noch an, dich an Nebensächlichkeiten zu klammern. Verstehst du denn nicht, dass gerade das der Grund ist, warum Seiten weggeworfen werden. Wegen solcher Kleinigkeiten!“

Weil jemand nicht korrekt spricht, weil er beim Essen schmatzt oder weil er nur herumsteht und bettelt! Und wessen Schuld ist es? Wessen Schuld? Wer gibt ihnen die Worte. Wer lässt sie schmatzen? Wer schickt sie zum Betteln? Na?“

„Du hast ja so Recht, meine Liebe! Du hast Recht. Wir lassen uns nichts mehr vorschreiben. Wir versuchen zurück zum Schloss zu finden. Das Schloss steht uns zu und wir haben das Recht einen Gast mitzubringen!“, sagte der König bestimmt.

Gerührt von der Begegnung mit dem armen Jungen, vergaß die königliche Familie einen Augenblick die Angst um ihr eigenes Leben. „Sollten wir nicht nach den anderen Kindern suchen, die rausgeschmissen wurden?“, fragte die Königin.

„Oh ja“, rief die Prinzessin. „Wir wollen sie alle mitnehmen.“

„Weißt du, wo die anderen Kinder sind?“, fragte der König den Jungen von der Seite dreizehn. Der bohrte in seinem linken Nasenloch und runzelte die Stirn. Er hatte keine große Lust andere Kinder zu suchen und sie auch noch mitzunehmen. Er freute sich auf ein Zuhause im Schloss und auf ein üppiges Essen. Er hatte sich schon seine neuen Schuhe, die Hose und das Hemd ausgemalt, und wie er dann in seinen nagelneuen Klamotten und mit vollem Bauch seine alten Schicksalsgenossen besuchte. Natürlich hätte er ihnen etwas mitgebracht. Das war klar. Es war nicht so, dass er den anderen nicht etwas Glück gegönnt hätte, es wäre nur schön gewesen, den Großzügigen spielen zu können, selbst einmal etwas mehr zu haben als die anderen und ein wenig mit dem eigenen Glück anzugeben.